

# Jakob Schaffners "Bote Gottes"

Autor(en): **Korrodi, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748860>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# JAKOB SCHAFFNERS „BOTE GOTTES“

## I.

Es war vorauszudenken. Aus dem anmutigen Meisterhause sind die Handwerksburschen Schaffners herausgewachsen, die vorläufig in den mit barockem Humor verschwenderisch ausgestatteten Novellen logierten. In ihnen allen liegt zauberhaft ein schwärmerisches Weltgefühl verborgen. Einem dieser Handwerksburschen kreist es als Leidenschaft, und dadurch erträgt er sich vom Gestalter Schaffner die treue Nachfolge des Dichters. Schaffner denkt diesen einen wirklich zu Ende und übergibt ihn uns als „Konrad Pilater“. Affenjung und flaumbärtig wirft sich Pilater in das Leben. Seine Schwere ist: die Sehnsucht zu erkennen, „was die Welt im innersten zusammenhält.“ Die einfachsten Dinge des Daseins leuchten — um in den Bildern eines Ahnherrn Schaffners Jean Pauls zu reden — ihm entgegen wie eine „anonyme Seligkeit“. Die Liebe zieht ihn ganz sachte ins Philisterium, aber da schnellst Pilater mit einem ungestümen geistigen Elan sich aus dieser Banausenwelt heraus; nicht anders mag einen mittelalterlichen Helden die Furcht vor dem „verligen“, des Gehorsams an die Trägheitsgesetze, geschüttelt haben. — Schaffners eigentümliche Weltenbummler haben vorläufig das Leben gelernt und ans Sterben nicht gedacht. Sie denken so gegenwärtig und energisch, als sie etwas unsicher handeln. Ihnen wäre das Sterben jedenfalls der Augenblick, wo ihre Gedanken und Gefühle von einer Arteriosklerose erfasst würden.

## II.

Der Lehrer, an dem sich in den letzten Jahren deutsche Romaniers durch Erzählungen von Schülermartyrien rächen, hat in der Schweizerdichtung seit Gotthelf eine liebenswürdige Rolle spielen dürfen, erst jüngst noch bei H. Federer und Ernst Zahn. Auch der Herr „Spöndli“ Huggenbergers bleibt unvergessen! Nun sieht auch Schaffner in seinem neuesten Roman einem Schweizer, *Ruodi Bürgler*, seines Zeichens Magister, in die Augen so tief, dass er den Kern eines prachtvollen Eigenbrödlers und Einspanners herausliest, eines Menschen, der unter verschiedenen Masken als der reine Tor im Herrn, als glitzernder Schalk, als Schwermutsbeutel, als geistiger Hochstapler, als illusorischen Prophet Verwandlungsrollen spielt, aber hinter all diesen aufrichtigen Rollen nicht als klügelnder Poseur, nein, als ein Gläubiger steht, der seine Botenmission mit dem wunderbaren Schmelz einer eigenen Beredsamkeit verschönt.

Die Zeit, die Schaffner für seinen „Boten Gottes“ wählt, ist die nach dem westfälischen Frieden. Dadurch sichert er die Basis für die Abenteurergestalt des Ruodi Bürgler, der eine Welt im kleinen, die aus den Fugen kam, wieder einrenken will. Er zieht mit einer unbewussten magnetischen Kraft die unsicheren Existenzen an. Arme aus dem Nest geworfene Teufel folgen ihm, die Welt der Katzen und Köter nicht minder. Das ist seine erste laute Gemeinde, von der man nicht weiß, von wannen sie kommt. Sie ist einfach da, wie jene problematische Bauerngestalt, den „die souveräne Pracht der Torheit“ so seltsam kleidet, dass der Bote sein Knecht wird. Da das größte Studium des Menschen noch immer — der Mensch selber ist, sind es die Fülle von Menschennüancen, die dem „Boten Gottes“ be-

gegen, der sich selber zum kaiserlichen Oberst hinaufschwindelt, was in der Umgebung von Sternguckern und pseudoritterlichen Aventuriers ungefähr möglich ist. Es gelingt ihm auch, aus dem Chaos wieder ein regelrechtes Dorf Wullenhausen zu bevölkern, wiewohl seine Bewohner mit einem Fuß in einem romantischen Nirgendwo stehen und auch sonst als Fleisch und Bein gewordene Fragezeichen (wenigstens für den Leser) sich fortbewegen. Indem der „Bote Gottes“ und kaiserliche Gesandte diese eine Mission erfüllt, zündet er ein Feuer an, reißt sich die falschen Tressen und die Sterne vom Rock und schmeißt sie ins Feuer, das heißt, er verbrennt seine Würde des kaiserlichen Obersten.

Und er lächelt mit seinem dreieckigen Schweizermaul und geht. Wer weiß wohin? Das ist eine Eigenart Jakob Schaffners, den Boten Gottes uns auf ganz unpathetische Weise zu entziehen, diesen Menschen, über den der erbaute Leser gar oft den Kopf schüttelt, bis irgend eine wundervolle Menschlichkeit, ein tausendkluges Wort des Boten aus dem bewundernden Zweiflertum herauslockt. Dies sind die süßen Augenblicke, wo der Leser wie im chinesischen Märchen auf dem zartesten Blütenkelche stehen und tanzen kann.

Aber die spannende Handlung? Wo ist sie? Jene Technik, die der Romancier der Katze abgelauert hat: Mit der Maus zu spielen, solange, bis das geschieht, was geschehen muss? Jakob Schaffner, als Epiker von schrankenloser Willkür, beschenkt mit einer königlichen Summe von Details, von Augenblicken, in denen die Seele der Menschen auf die Epidermis springt. Was bei dem alten Tatsachen- und brutalen Handlungsroman in einen kargen Nebensatz verschoben war, erblüht hier zu einer Hauptsache. Aber Dingen, Stimmungen und Menschen naht dieser virtuose Gaukler sich mit einem Medium von unverfrorener Kühnheit, das jeden Augenblick einen entschiedenen Fußtritt gegen die Jedermannsprache wagt und mit einer strahlenden Respektlosigkeit sich manche Schönheiten ertrötzt.

Das Medium ist sein Stil, der einen glatten Klassizisten einer Ohnmacht nahe bringt, aber ... versuchen Sie es doch. Zuerst in Dosen! Morphiumvergiftung eines untadeligen Geschmacks ist ausgeschlossen. Lächeln Sie in Güte auf die erste Seite hernieder, wenn Sie lesen:

„Der Federstrich des deutschen Kaisers, den er unter das Dokument, den Westfälischen Frieden betreffend, tat, brachte die übrig gebliebenen Glocken im Reich herum in Schwung; sie hielten sich in jenen erlösten Herbsttagen vorweg vier Wochen ans Läuten, damit die Winde nach der Reihe die wirklich frohe Botschaft in die Seitentäler und verlorenen Hinterländer hineintragen konnten. Als das mit vieler Gründlichkeit geschehen war, sahen sie sich um, was es ferner zu beläuten gebe, da man doch einmal daran war, und entdeckten, dass es nicht mehr so weit bis Weihnachten sei. Da fingen sie erst recht an zu tönen und zu brummen. Sie sangen wie die Lerchen in den leise schimmernden Winter hinein. Sie brüllten wie die Kälber auf der Weide. Sie bellten hoch und tief, gerieten in ein tolles, planloses Plappern und Miauen und schüttelten sich vor Lachen. Sie lachten mit offenen Mäulern aus allen Turmluken heraus. Sie wollen bersten vor unbändiger Radaulust. Die Klöppel hüpfen wie die verkehrten Narren in ihren eigenen Kappen herum, und die Glockenseile führten stille, selbstvergnügte Schlangentänze dazu auf ...“

Wer einmal eine solche Seite gelesen, der wird Jakob Schaffners Handschrift nicht mehr vergessen. Und würde sein Text verballhornt, es wäre eine leichtere Aufgabe, als jene des jungen Wunderknaben Mendelssohn, der vor Goethe jene Notenblätter Beethovens, die mit dem Besenstiel geschrieben und mit dem Ärmel verwischt schienen, spielte. Für den besten und verständigsten Leser kam Schaffner allerdings ein Jahrhundert zu spät auf die Welt: Für *Jean Paul*.

ZÜRICH

EDUARD KORRODI



## LILIENCRONS GESAMMELTE WERKE

Band I bis III <sup>1)</sup>

Siebzehn Bände waren es, die Liliencron als gesammelte Werke redigierte. In schöner Ausstattung in acht starken Bänden (die Briefe liegen gesondert vor), ungefähr im Format der Fischerschen Dehmelausgabe, nur nicht ganz so wertvoll in Papier und Einband, aber gewichtiger im Umfang, legt nun Liliencrons Verlag das Lebenswerk des Dichters vor.

Die Herausgabe ist Dehmels Werk, der schon bei Lebzeiten Liliencrons als Herausgeber bezeichnet wurde und zwar mit dem ausdrücklichen Bestimmungsrecht, Anordnungen und Änderungen nach eigener künstlerischer Einsicht zu treffen. Die Arbeit Dehmels will bewusst nichts mit Philologie zu tun haben, nur literarische Rücksichten sollten maßgebend sein. Im Vorwort spricht Dehmel die Grundsätze aus, die ihn leiteten, als er sich entschloss, ohne gegen den Geist des entschlafenen Freundes zu verstoßen, wesentliche Eingriffe besonders in der Anordnung der Werke vorzunehmen, da die von Liliencron besorgte Gesamtausgabe einen bestimmten Plan nicht erkennen ließ. Das war besonders bei den Gedichten zu spüren. Er hasste die Zyklen und die novellenhafte Aneinandergliederung und Einordnung der Gedichte. Er liebte durch Gegenüberstellung der grundverschiedensten Dinge das einzelne Gedicht jeweils zu isolieren, um dadurch, wie er meinte, eine tiefere Wirkung zu erzielen. Die Dehmelsche Ausgabe lässt alle Widmungen beiseite. Sie verzichtet auf jede chronologische Anordnung, auf jede Erklärung und jeden Apparat. Sie verzichtet auf Lesarten und entscheidet sich bei der Auswahl des bisher Ungedruckten für das nach Dehmels Urteil künstlerisch Wertvolle. Auch bei Liliencron liegt ohne Zweifel wie bei Leuthold die Sache so, dass sein künstlerischer Ruf durch eine „Veröffentlichung“ des Wustes verblichener Schriften nur leiden könnte, genau so, wie der philologisch strapazierte Mörike nichts gewinnen kann, wenn das letzte spielerische Gelegenheitsgereimsel aus seinem Nachlass ans Licht gezogen wird. — Das Überhandnehmen der philologischen Arbeit und eine damit Hand in Hand gehende Überschätzung des Werdeprozesses künstlerischer Werke hätte, wie man meinen sollte, besonders, wenn man die ungeheure Arbeitsleistung der philologischen Betätigung in Betracht zieht, geradezu epochemachende Einblicke in die Werkstatt des Künstlers

<sup>1)</sup> Neue, vermehrte, endgültige Ausgabe in acht Bänden. Herausgegeben von Richard Dehmel. Verlag Schuster & Loeffler. Berlin.